

Der Hausfreund
Unterhaltungs-Beilage zur Deutschen Rundschau

Nr. 131. Bromberg, den 12. Juni 1929.

Das Geheimnis des Nonnensees

Kriminal-Groteske von **Frank F. Braun.**

(Schluß.) ——

Er trat an den Schreibtisch des Toten. Seltsam unsentimental war ihm. Peter Hinz, dachte er, tot . . . und versank in Sinnen. Wie schnell das zuweilen geht. Wir wollten doch zusammen nach Paris fahren. Du wartetest nur noch auf deinen Roman, über den du schon mit deinem Verlag verhandeltest. Da schlägt dich irgend so ein gleichgültiger Mensch, der nichts von dir weiß, vor den Kopf und löscht aus, was da noch wartete, was noch zu Worte kommen wollte . . .

Spielend hob er den Löscher von dem Brief, den jener deckte. Da ist ja dein Verlag, Hinzpeter. Dein Roman ist also angenommen, und auf dein Drängen schicken sie dir 500 Mark Vorschuß. — „Rest folgt morgen, da heute schon Kassenschluß!" — Er seufzte ein wenig. Da hast du nun nichts mehr davon, Peterle, Hinzpeter . . . da polterte der Löscher hin. Brendel stand aufgereckt. Er hob die Hand, er sprach zu jenen Zuschauern, die immer um uns sind. „Sie sehen immer Blut, meine Herren!" Er steckte den Brief zu sich. Warum war das Geld nicht gekommen? Das mußte einen Grund haben!

Eine Tarantel, wahrscheinlich nur eine Wespe, wenn überhaupt ein Insekt, saß ihm im Nacken. Wenn es nach ihm gegangen wäre, hätte er angefangen, Trab zu laufen, Galopp. — Marktplatz — Schützenweg — da endlich das Haus des Amtsrichters.

In Schweiß gebadet, langte er oben an. Minna, das Mädchen, ließ ihn sofort in das Zimmer des Amtsrichters ein. Der hatte sich erhoben vom Lager; er saß im Lehnstuhl am Fenster. „Nun?" rief er, angesteckt von Brendels sichtlicher Aufregung.

„Herr Amtsrichter, Sie kennen mich; ich bin kein Phantast. Gestatten Sie mir, einige hundert Mark Spesengelder aufzunehmen und in der Sache Peter Hinz eine Reise zu tun."

„Warum? Wie kann man reisen wollen, Brendel, wenn der Mord hier am Ort geschah?"

„Nicht fragen, Herr Amtsrichter!" unterbrach Brendel des anderen Verwunderung. „Mein Ansinnen ist erstaunlich, sträubt sich auch gegen die Form; ich weiß das alles. Wenn ich trotzdem komme, lassen Sie es gut sein. Ich bin gewohnt, meine Narreteien am Ende in die Wirklichkeit einmünden zu lassen. Nehmen Sie meinen Vorschlag, wie er ist. Ich bitte um Urlaub."

„Sie kommen zwar gerade, aber diese Sache Hinz liegt mir am Herzen — auf dem Herzen." Er zuckte die Achseln, schien unentschlossen. Es hing am seidenen Faden, ob sein Ja oder Nein kam.

Brendel ergriff die Sekunde. „Drum! Ich reise. Warten Sie mit der Berichterstattung nach Berlin bis morgen abend. Morgen abend ist alles geklärt — oder ich will ein Phantast sein und kein Jurist."

„Hm", machte der Amtsrichter, „das wäre ja nun immerhin noch . . ." Er verschluckte den Rest des Satzes, der ihm erst Sinn gegeben hätte; er wollte aber Brendel nicht entmutigen. „Reisen Sie," wagte er den Entschluß, der nur noch eine Bestätigung war, denn Brendel stand schon an der Tür, „ich werde das Äußerste tun und den Bericht bis morgen abend zurückhalten. Länger aber nicht, keine Nacht länger, Brendel!" Die letzten Worte kamen wieder müde; beinahe lag eine Bitte darin, sich zu beeilen mit den Erfolgen.

Brendel hatte keine Zeit, Betrachtungen über den Seelenzustand seines Vorgesetzten anzustellen. Er tat das alles ab mit einem kurzen Zuruf. „Auf Wiedersehen! Danke für Vertrauen."

Polternd die Treppen hinab. — Die Bahnhofstraße hinunter. —

Ging nicht um diese Zeit der Schnellzug nach Berlin. — Ah, das Zifferblatt des Bahnhofs. Lauf langsam, Zeiger! Warte, warte auf mich! Die Halle. — Da der Anschlag. — In drei Minuten. Natürlich, wenn es klappen sollte, klappte es auf die Minute. Die Auspizien sind günstig. Zweiter Berlin. Haha, Spesen. Wie der Alte das Gesicht krumm zog. Aber nachher 1000 Mark Belohnung, die sind sofort da.

Rums. — Die Abteiltür knallte zu. Fahr an, Zügle . . .

Am Lehrter Bahnhof nahm er eine Autotaxe. Wie spät war es? Man erreichte die Leute noch. — — —

Er stieg Treppen hinan. „Wo finde ich Herrn Heim?"

„Dritte Tür links."

Ein Herr erhob sich hinter seinem Schreibtisch. „Heim. Sie wünschen?"

Da stand er nun. Hm. — „Ich komme in einer Privatangelegenheit . . ." er griff in seine Tasche, der andere trat zurück, „Ruhe, ich will Sie nicht versichern, nur ruhig Blut, Herr Heim . . . hier . . . Sie schrieben diesen Brief an Peter Hinz?"

„Warum starren Sie mich denn so an? Ja, ich schrieb den Brief."

Diese Schriftsteller, dachte Brendel, sieht der Mann mir an, daß ich gespannt wie ein Flitzbogen bin! Er überlegte. Sollte er auftischen, Mord! Pläne! Ideen! Nein. — Er lächelte. „Darf ich die ungewöhnliche Bitte aussprechen, mir zu sagen, ob die in diesem Schreiben angekündigte Geldsendung abgegangen ist?"

Herr Heim sah seinen Besucher an. Er hatte zunächst ein Weshalb auf den Lippen, sagte dann aber doch: „Ist vorgestern abgegangen."

Brendel atmete auf. „Sie wissen nicht, was Sie mit dieser Antwort bewegen," sagte er, „erlauben Sie, daß ich mich setze."

„Ich bitte darum. Wollen Sie mir erklären."

Und Brendel erklärte jetzt doch noch.

Herr Heim lächelte undefinierbar. Er rieb seine Hände, als habe er diesen Witz gemacht, der doch dem toten Peter Hinz gutgeschrieben werden mußte. „Wir sandten das Geld an die uns aufgegebene Adresse: Hotel du Midi, chambre 22."

„Danke", sagte Brendel und tupfte ein letztes Mal den Schweiß von der Stirn. „Sie entschuldigen, wenn ich formlos davonstürme."

Der andere lächelte hinter Brendel her. Diese Dichter . . . dachte er, es konnte auch sein, daß er dachte: Diese Juristen . . . Dann griff seine Skepsis augenblicklich das Vernommene an. War das möglich, gab es so etwas? „Passen Sie auf," sagte er und wandte sich um zu der jungen Dame, die drüben an der Schreibmaschine saß, „passen Sie auf, der nächste Roman, den uns dieser Peter Hinz schickt, heißt „Das Geheimnis des Nonnensees" und behandelt diese wahre Geschichte."

Brendel saß mit einem ähnlichen Lächeln um den Mund in den Polstern. Ihm war, als reise er etwa seiner Braut entgegen. — Der Hinzpeter lebte! Der Hinzpeter machte

Paris unsicher, während seine Leiche im Nonnensee spukte und die Heimat noch unsicherer machte!

Er zündete sich eine Zigarette an; dann lehnte er sich bequem zurück. Gab es je eine Stunde im Leben, wo er berechtigt gewesen wäre, größenwahnsinnig zu werden, dann jetzt. Er hielt eine Stadt in Händen. Hielt Familienglück, Liebeswehen, Kitsch, Romantik und Grauen auf der flachen Hand. Blies man dagegen, stäubte alles über die Erde. Dann tobte der Amtsrichter gegen Frau Sidi, und Pablo Forto mußte augenblicklich seine Zelte abbrechen. Aber damit war Rita Ritelli nicht aus der Welt! Frau Sidi parierte glänzend und spielte das Sektgelage aus wie Trumpfas! — Der gute Vater Gonschorek. Das kommt vom Blut, Papa. Während du mit jener Zirkusdame dich vergnügtest, war ich oben in der Wohnung des Rechtsanwalts Stein; das ist Vererbung, Papa. — Ah, man konnte den jungen Valentin auf den Doktor Stein hetzen. Das gab den Kampf um das Weib; gab Liebesraferei zweier Entflammter .... Zirkus! Zirkus! Pablo Forto, öffne dein Zelt! Heraus mit dem Schimmel, heraus Rita! Hier steigt die Groteske einer ganzen Stadt.

Ich halte die brennende Zündschnur des Skandals, der euch in die Luft sprengt, zwischen den Fingern. Was tue ich? — Er drückte Daumen und Zeigefinger gegeneinander. So ... nun ist sie aus; der Funke erlosch, ehe er Unheil anrichten konnte. Leute! Bürger! Ihr seid gerettet. Er drückte die Zigarette aus; etwas verglomm ...

War das alles wirklich so komisch? War es nicht — im Nebensinn wenigstens — tragisch? Diese Menschen fanden sich aufeinander angewiesen. Man begegnete sich, sprach miteinander — das war eine Angst, die auf jedem lastete, der man nicht zu entrinnen vermochte. Nie! Die Kleinstadt gebar die Angst des Menschen vor seinesgleichen. Und die Flucht auf Stunden — in die Natur — in die Wälder, an den Nonnensee ... — war ein Atemholen, schon bedrängt von Asthma.

Peter Hinz, du hattest vielleicht recht, wenn du dein Recht auf dich selbst fordertest und, da man es dir nicht zugestand, es raubtest. —

Aber die Anstrengungen dieser letzten Tage waren zu viele gewesen. Brendel streckte sich noch einmal, dann schlief er ein. — Der Zug ratterte eine Melodie, stumpf und schwer; Eisen auf Eisen.

Dann lag diese Stadt da. Paris, im Lichte seiner Bogenlampen glühend. Der blaue Dienstmann wies Brendel quer über den Platz. Da leuchtete ein Transparent: Hotel du Midi.

Als Brendel sich ein wenig gesäubert hatte, ging er hinunter in den Speisesaal, aber der Kellner, den er fragte, wies ihn in den Wintergarten. Der deutsche Herr sei beim Tanz. Brendel nickte gelassen. Dieser Windhund! Die sorgende Stadt zu Haus, die untröstliche Gerichtsbarkeit, forschend hinter Distelsäcken her; aus dem Nonnensee aufgefischte Stiefel; Bandwurmdramen in Hinterhäusern; Zirkusrevolution ... und der, dem das alles letzten Endes galt, der saß hier und tanzte! Aber der Satz schien entgleist. Saß hier und amüsierte sich.

Tatsächlich amüsierte sich Peter Hinz königlich. Brendel entdeckte ihn hinter der Jazzband am kleinen Tisch. Eine schwarzhaarige Südfranzösin saß bei ihm. Auch die Witwe Cliquot war vertreten. „Verzeihung," sagte Brendel und trat an den Tisch mit einer Verbeugung, „da also sitzt die Leiche aus dem Nonnensee!"

Peter Hinz, heftig erfreut, glaubte an ein zufälliges Zusammentreffen. Sein Gesicht ward merklich länger, als er Brendels Erzählung hörte. „Was ist da zu tun?" fragte er hilflos. „Da muß ich halt mit zurück."

„Früher oder später, armer Ermordeter, blühte dir das sowieso. Aber zunächst, denke ich, wird dieses Wiedersehen gefeiert!"

Peter Hinz ward ruhig; er versuchte ein erstes Lachen. Es gelang mit Hilfe seiner Dame.

„Sage mir nur, warum hast du keine Nachricht hinterlassen? Ein Zettel hätte genügt!"

„Ein Zettel?" sagte Peter Hinz entrüstet, „Mensch, das war ja das Köstliche an der Sache, diese Flucht, dieser Rausch der Stunde, als alles abfiel, hinter mir versank und nie gewesen war! Hätte ich überlegt, wäre ich gewiß nicht mehr gefahren."

Am andern Morgen fuhren sie heimwärts. Ein Telegramm, in Köln aufgegeben, hatte den Amtsrichter benachrichtigt.

Peter Hinz war heiter und gefaßt. Diese Heiterkeit blieb bis zum Bahnhof ihres Städtchens. Dort wappnete er sich mit Ironie und Oppositionsgeist. Aber er kam nicht zur Anwendung dieser Waffen.

Der Bahnhof war schwarz voll Menschen. „Verrat," sagte Brendel, „der Schwepp hat unsere Ankunft verraten." — Siegreich tat die Lokomotive einen letzten grellen Pfiff, dann lieferte sie die beiden aus.

Der Amtsrichter Schwepp stand mit weit aufgerissenen Augen da. Der Bürgermeister aber trat Peter Hinz entgegen: „Mein lieber Doktor — nein, wie glücklich bin ich, daß dies Gerücht Ihres Todes so geradezu schlagend widerlegt ist — es ist mir eine Herzensfreude ..."

„Ganz auf meiner Seite", sagte Peter Hinz und war ein bißchen verlegen. Hatte er diese Leute so lange verkannt?

Herr Schwepp schüttelte ihm die Hand mit betonter Herzlichkeit. — Seinem Referendar sah er tief in die Augen: Wenn du wüßtest, was du alles gerettet hast, Ewald Brendel! Der hielt den Blick aus: Ich weiß es, alter Herr! Aber sie sprachen beide kein Wort, drückten sich nur die Hände. Da kitzelte den Brendel der Spott. Er flüsterte dem Peter Hinz ins Ohr: „Wo sind die Ehrenjungfrauen?"

„Die fehlen freilich", sagte Peter Hinz trocken. Sie lächelten einander an wie Verschworene. Der Bürgermeister hatte nichts gehört, aber er lächelte mit. Herr Schwepp strahlte; das machte, die Brille verstärkte sein Lächeln. — Die Menge, hinter der Sperre sich drängend, raunte. Brendel betrachtete diese Gesichter, und plötzlich begriff er: Diese waren nicht zufrieden. Diesen war eine Sensation entrissen worden, die sie schon in den Händen zu halten gemeint hatten. Jenen behagte es nicht, daß der Peter Hinz lebendig aus einem Abteil zweiter Klasse stieg. Das war ungehörig. War Peter Hinz in diesem Kriminalroman die Hauptfigur gewesen, hätte er jetzt nicht so glatt die Pointe verderben dürfen! Nur als nasse Wasserleiche hätte er hier Anerkennung finden können.

Schweigend schritt Brendel hinter den Dreien durch die Sperre. Der junge Schwepp schwenkte eine glänzende, weiße Mütze.

Bürgermeister und Amtsrichter geleiteten den Wiedererstandenen bis zum Marktplatz. Dann verabschiedeten sie sich.

Vor der Tür des Hauses am Ende der Stadt stand Luzy Gonschorek. Sie hatte soeben von der Centa Basler die erschütternde Neuigkeit gehört. Jetzt kam dort Peter Hinz als lebende Bestätigung. Sie wollte ihm entgegen, da brach sie noch schnell aus dem Tulpenbeet eine langstielige Blume. Die reichte sie ihm.

„Also auch die Ehrenjungfrauen noch", stellte Brendel fest. „Hinzpeter, mein Held, deine Flucht wird in den Annalen dieser Stadt mit roter Tinte vermerkt werden — mit blutroter Tinte."

Aus der Küche kam die Wirtschafterin gestürzt; sie hielt ein Messer in der Hand und eine angeschnittene Zwiebel. In ihren Augen standen dicke Tränen. Als sie Peter Hinz gewahrte, wie er dort stand in malerischer Pose, die weiße Tulpe in der Linken, ließ sie Messer und Zwiebel fallen und stürmte auf ihn zu. Er sah sie an. Da kullerten von der Erschütterung des Anlaufs die gestauten Tränen über ihre Backen abwärts. Er sah nur diese Tränen, nicht die weggeworfene Zwiebel, nicht das Messer. „Centa", sagte er weich, angerührt dicht am Herzen. — Diese Stadt empfing ihn mit Begeisterung, Tränen und Rührung. Er schämte sich. Wie sehr hatte er die Menschen verkannt!

—: Ende. :—

Bloß keinen Briefbeschwerer!

Humoreske von **Ludwig Waldau.**

Mein Geburtstag steht kurz vor der Tür. Ich bitte aber jeden, der die Absicht hat, mich an diesem Tage mit etwas zu erfreuen: bloß keinen Briefbeschwerer! Lieber sonstwas, ein Paket Lockennadeln oder dergleichen; aber bloß keinen Briefbeschwerer. Ich habe zwar keinen, doch ich hatte einen, und das genügt. Ich bin satt!

Mein Briefbeschwerer bestand aus der üblichen Sockelplatte und einer auf dieser ruhenden Glaskugel. Der Hohlraum der durchsichtigen Kugel war mit Wasser gefüllt und zeigte eine kleine, niedliche Winterlandschaft. Schüttelte man den Briefbeschwerer, dann fing es an zu schneien. Es sah wunderhübsch aus, wenn die sonst auf dem Boden der Kugel ruhenden weißen Flöckchen, durch das Schütteln aufgewirbelt, wie ein kleines Schneegestöber die winzige Landschaft belebten!

Mir machte die Sache ungeheuren Spaß. Aber bald entdeckte ich, daß ich am Schreibtisch nicht mehr wie früher fleißig arbeitete, sondern nur noch mit dem Briefbeschwerer spielte. Das war natürlich nicht ohne Einfluß auf meine Brieftasche geblieben. Und als ich eines Tages kassenstürzenderweise feststellen mußte, daß Null plus Null tatsächlich nur „Nichts" ergibt, packte mich eine grenzenlose Wut, meine Faust den Briefbeschwerer und wupp! — warf ich ihn durchs Fenster, daß die Scheiben nur so spritzten.

Oh, hätte ich es nie getan! — Nachdem der schnöde Glaskugelschneewirbelbriefbeschwerer durch das Fenster gewirbelt war, flog er, den Bogen naturgemäß in die Tiefe nehmend, mit schöner Wucht durch das Glasdach einer Veranda, die zur Parterrewohnung der Witwe Schnöselbein, meiner Hauswirtin, gehörte. Dann sauste er im Fallen direkt auf die gute, echt Meißner Porzellanvase aus China, die die schnöselbeinige Witwe einst von ihrem Emanuel zur Silberhochzeit überreicht bekommen hatte. Mit Donnergekrach löste sich dieses erhabene Aufhebsel alsobald auf den Steinfliesen der Veranda in einen netten Scherbenhaufen auf. Damit aber nicht genug: von dem Plautz erwachte im Zimmer nebenan der Liebling der Schnöselbeinin, der alte Angorakater. Der Schreck fegte ihn nur so vom Vertiko 'runter, auf dem er immer zu schlummern geruhte, und fauchend vor Entsetzen landete er mitten in der Schokoladentorte der schon gedeckten Kaffeetafel, die Euphrodite Schnöselbein ihren Kränzelschwestern gerüstet hatte. Durch den Sprung des Katers aber war die Gibsbüste Friedrich von Schillers auf dem Vertiko derart ins Wanken geraten, daß sie sich in Todesängsten in die Tiefe des im Vertikowinkel stehenden Spucknapfes stürzte. Auf der Kaffeetafel aber kippte darob elegisch die bibbernde Kaffeemaschine um. Mit verbrühtem Schweif entfloh das Angoravieh; und der mürbe Streuselkuchen sog gierig den Mokka auf, mit dem Tischtuch um die Wette. Von dem Gepolter aber erwachte wieder die euphroditische Witwe: kreischend vor Wut langte sie nach der Fliegenklatsche und sauste hinter dem Vertreter Angoras her. Der sprang in seiner Angst auf das Tischchen mit dem Fischglas; das kippte und das eiskalte Naß schwappte der Verfolgerin tückisch glucksend in die Filzschuhe! Dadurch ging natürlich der Hieb mit der Fliegenklatsche etwas daneben und traf die Geheime Frau Oberkonsistorialrätin Siebstiehl, die eben als erste der Kränzelschwestern zur Tür hereinkam, mitten auf den Körperteil, den unanständige Menschen mit Bauch zu bezeichnen pflegen. Mit einem japsenden Wehlaut sank die mit reichlich zwei Zentner Lebendgewicht geschmückte Dame nach hinten und riß ihre „Nachkommenschaft" glatt um. Wie eine Reihe Bleisoldaten purzelten die Kränzelschwestern, die dicht hintereinander im Gänsemarsch ihrer „Vorgängerin" gefolgt waren, über den Haufen und bildeten im Nu einen formlosen, quiekenden und stöhnenden Klumpen. Im selben Moment kam Selma, die Perle der Witwe Schnöselbein, vom Milchholen zurück; und als sie im Korridor den sich wälzenden, wimmernden Weiberberg erblickte, schmiß sie entsetzt die volle Milchkanne weg und stürmte mit lautem „Hilfäää!"-Geschrei zum Tempel hinaus.

Von dem Schutzmann, den sie geholt hatte, erfuhr ich die ganze Geschichte zwei Tage später, als er mir meinen in der Glasveranda gefundenen Briefbeschwerer triumphierend als Korpus delikti unter die erblassende Nase hielt. Ich mußte auch hören, daß ich das Dach der Veranda, die Vase aus chinesisch Mißnia, den Gips-Schiller, die Kaffeetafel, den Angoraschwanz, das Fischglas nebst Inhalt und die Arztrechnung der mißhandelten Frau Geheimen Rat Obersiebstiehl inklusive Schmerzensgeld zu bezahlen hätte; daß außerdem ein Verfahren wegen grober Fahrlässigkeit gegen mich anhängig gemacht werden würde und daß mir hiermit die Frau verwitwete Schnöselbein die Wohnung kündige!

So: also nun bloß keinen Briefbeschwerer!

Glückliche Fahrt.

Skizze von Ernst Flessa-Dresden.

Das Freundschaftsverhältnis zwischen den beiden jungen Menschen Claudia Torn und Helmut Ruf war so, wie es die Welt trotz eifriger Bemühung um einen modernen, freien Lebensstil selten ehrlich wahrhaben will: es war keusch. Helmut, wenig über die Mitte der Zwanziger hinaus, nannte sich, um seinen Beruf befragt, fröhlich Schulmeister und meinte damit, daß er nach kargen Universitätsjahren ein bescheidenes Auskommen an einem kleinen, privaten Gymnasium gefunden hatte. Claudia studierte aus noch bescheideneren Mitteln in derselben Stadt Musik. Man hatte sich einmal beim Tanzen kennengelernt und mit viel Zurückhaltung gegenseitig Wesentliches an einander geahnt, dessen Echtheit zu prüfen es wert war, die oft so drückende Einsamkeit aufzugeben. Sie wurden ehrliche Kameraden. Gewiß, sie hatten sich auch manchmal geküßt und nannten sich bei ihren Vornamen, aber sie wachten mit festem Vertrauen übereinander, sich dies glückliche Beisammensein nicht durch schwere Konflikte zu zerstören, deren notwendige Lösung vielleicht schmerzlich hätte werden müssen.

An einem Abend, kurz vor den Sommerferien, erwog Helmut zum letzten Male, ob dies schöne, ruhige Mädchen einem längeren Zusammensein unter ungewöhnlichen Umständen gewachsen sei. Eine wochenlange Reise im Paddelboot, unabhängig von Gasthöfen, Menschen und dem, was ihnen gemeinhin lebensnotwendig erschien, war seit Jahren sein innigster Wunsch. Nun konnte er erfüllt werden; die Ersparnisse reichten. Es kam nur noch darauf an, ob das Boot ein- oder zweisitzig zu kaufen war. Eine solche Reise mochte manche ungewöhnlichen Lebenslagen mit sich bringen, die viel Vertrauen und Selbstsicherheit von einander verlangten. Es war daran zu denken, daß ein Paddelboot nur ein einziges Zelt zum Übernachten mitzunehmen erlaubt.

Nach einer Woche begannen sie in Passau, der herrlichen Nibelungenstadt, ihre Fahrt die Donau abwärts. Strahlend schönes Hochsommerwetter machte ihnen alle Tage dieser Reise zu immer neuen Festen, deren Geber die einzigartige Folge heroischer Landschaften und ihr lebenswacher, empfänglicher Sinn waren. In dem engen, bewaldeten Schluchttal bis Aschach grüßte Burg auf Burg zu ihnen herab, gleißend im Licht der wandernden Tage. Dann kam Linz, das feine Präludium zu dem symphonischen Weltwerk der Kaiserstadt. Tagelang folgten nun weite Flußauen, die mit ihren schönen Badeplätzen nicht zur Eile trieben, bis die östlichen Berge wieder näher rückten und dem kleinen Boote im Grainser Strudel kühne Aufgaben stellten. Pöchlarn glitt langsam vorbei. Da sprach Helmut die prunkvollen mittelhochdeutschen Verse vom Willkommen, das der Markgraf den Helden vom Rhein entbot, und es klang nicht nach Schulstube im Glast und Gesang des gewaltigen Stromes.

An all diese Herrlichkeit dachte Helmut, als die Arbeit des Abends getan war. Das Boot lag gesichert auf dem kleinen Strand einer Halbinsel. In ihrer Mitte, zwischen leichtem Weidengebüsch, stand ihr Zelt. Das kleine Feuer war gelöscht, der Teekessel gereinigt. Nun saß Claudia neben ihm, Widerschein des milden Abends in den reichen, schlichten Zügen, die Hände um die Knie geschlungen. So war es immer, und dann kam das Glück ihres ruhigen Atmens in der Nacht, friedlich und unbesorgt neben ihm, nachdem sie ihm vor dem Einschlafen immer wie zur Erneuerung ihres unausgesprochenen Vertrages die Hand gedrückt.

„Morgen", sagte er langsam, „fahren wir in die Wachau ein. Fühlst du's nicht: wie schwerer Wein liegt es hier schon in der Luft, von Osten her. Melk, Dürnstein —!" Er erzählte, wie das alles schon längst Wirklichkeit war in ihm, ehe er es noch von Angesicht zu Angesicht gesehen, Wirklichkeit, wenn er seinen Jungen in dere Erdkundestunde davon erzählte. Die Sage von Richard Löwenherz und seinem treuen Sänger kam ihm erneut in den Sinn, indessen der silberne Strom in tiefen, ruhigen Akkorden rauschte. Helmut dachte, daß ihm dies unablässige Rauschen nachgehen werde, jahrelang, vielleicht sein ganzes Leben.

Auch das sagte er Claudia seltsam bewegt, und sie fühlte, daß er ihre Gegenwart meine, die mit diesem Stromrauschen verbunden sein werde; denn er stand erregt, fast mit zornigem Gesichtsausdruck auf und schritt den Sand entlang, soweit es das Wasser erlaubte. Claudia nannte das lächelnd bei sich: Er hält sich selber eine Predigt. Das tat er auch, und dann redete er sich immer mit dem trefflichen, unzarten Ausruf „Mensch!" an, der manchmal gegen sentimentale Anwandlungen half. Heute aber verhallte er kläglich in der strömenden Bedrängnis: der weiche Abend, die urwelthaft schöne, einsame Landschaft, Kriemhildens leidvolles Königinnenhaupt, — die Nacht fiel unsinnig schön herein, Hagen zum Spott, und die Wellenfrauen, beim Himmel! — man durfte nicht hinsehen!

Einsilbig legten sie sich schlafen, das niedre Zelt verschmähend. Helmut kam nicht davon los, daß er doch allein hätte reisen sollen; versagt hatte er, nicht sie, und er quälte sich um vieles.

„Du kannst nicht schlafen, Helmut?" sagte sie auf einmal, ohne zu ihm herüberzublicken. Dagegen galt es die letzte Kraft. Seine Antwort klang mürrisch. Das Aufblicken in die Sterne war unsäglich schmerzhaft. Sie lächelte und sagte nach einigem Schweigen ruhig: „Ich weiß auch, was du mich unablässig fragst." Oh! jetzt das Übermenschliche vollbringen, sich nicht regen, denn mitten im Rauschen des Stromes ist das einmalige Glück nahe, das Unermeßliche. Die Erde ist bereit, ihr Geheimnis zu verschenken, das Geheimnis letzter Erfüllung. Ein einziegr Atemhauch kann sie vernichten.

Leise stand Claudia auf, trat zu ihm, kniete neben ihm nieder und küßte ihn auf die Stirne. „Mein Junge", sagte sie aus den Tiefen einer großen Güte. Sie war ihm dankbar, daß er nur nach ihrer Hand griff, sie zitternd zu streicheln. Dann stand das in der rauschenden Welt, allein und groß: „Wir wollen nie mehr von einander gehen." Um ihr Haupt über ihm standen viele Sterne. „Ja", sagte sie einfach. „Kannst du nun schlafen, Helmut?" Er verstand sie und war unsagbar glücklich, daß sie so keusch war. „Aber deine Hand mußt du mir lassen, Claudia, damit ich mich selber habe, — bis zu unserm Tag!"

„Bis zu unserm Tag!“ —

Wie Orgelstöße kam die Sonne des neuen Tages. In erhabenem Gleichmut stand ein Fischreiher unbeweglich auf dem Sand des jenseitigen Ufers und sah den beiden jungen Menschen zu, die eine unbändige Lust an ihrer frühen Arbeit haben mochten. Dann löste sich ihr Boot vom Ufer und verschwand allmählich im blendenden Glanz des Stromes, ostwärts, Weinbergen zu, begnadetem Land.

Ein armer Nabob.

Von Joh. Edward Brandt.

Die Zahl der Rothschildanekdoten ist Legion. Es erscheint daher beinahe überflüssig, diesen noch das Mindeste hinzufügen zu wollen. Und doch! Die Welt ist nun einmal so. Es handelt sich hier um den Wiener Baron Nathanael. Sein Vermögen schien keine Grenzen zu kennen, aber ebenso wenig das Pech, das diesen Glücklichen Zeit seines Lebens verfolgt hat. Ist doch dieser Gebieter über ungezählte Millionen immer krank gewesen oder glaubte stets es zu sein.

Für echte Zigarren und unbezahlbare Orchideen hatte er eine an Anbetung grenzende Leidenschaft. Seine Havannas pflegte Nathanael persönlich und Stück für Stück nach dem Essen an seine Gäste zu verteilen. Dabei hielt er aber eifersüchtig die erlesensten Exemplare für sich selbst zurück.

Mit den Orchideen, die er auf seinem Schlosse bei Wien, teils in Treibhäusern, teils im Freien, züchtete, knauserte er aber nicht. Sämtliche Eingeladenen wurden mit diesen kostbaren Blumen, die er über alles liebte und für deren Kultur ihm nichts zu teuer war, überschüttet.

An allen Hauptplätzen Europas hatte Nathanael seine Aufkäufer, die damit beauftragt waren, immer wieder neue und seltene Sorten heranzuschaffen, von denen einzelne von ihm mit einem Preise bis zu 40 000 Mark bezahlt worden sind. Natürlich waren seine Gärten und Blumenzüchtereien vor den Toren Wiens in der ganzen Welt berühmt. Wunderergebnisse ließen sich ja mit den Unsummen, die er in diese Liebhaberei hineinsteckte, erzielen.

Eines schönen Tages erwartete Nathanael auf seiner Besitzung „Schloß Schillersdorf“ den Besuch seiner Schwester. Das Veilchen war deren Lieblingsblume. Da entdeckte er einige Zeit vor Ankunft der von ihm sehr Verehrten, daß man die unter den Fenstern ihrer Zimmer gelegenen Beete nicht ausschließlich mit Veilchen bepflanzt hatte.

Aber der Nabob hatte ja noch 48 Stunden Zeit! So ließ er denn Hunderte von Pflanzen mit dem Expreß nach Wien kommen, und die Sache klappte. Dieser durch den Zufall herbeigeführte Vorfall machte bei Nathanael selbst Schule. In der Folgezeit war es keine Seltenheit mehr, daß der Obergärtner des Schlosses den Befehl erhielt, die Blumen auf den Beeten im Verlauf einer einzigen Nacht auszuwechseln.

Überhaupt hatte die Schwester, in die er ganz vernarrt war, Nathanaels Ohr. Er war abergläubisch, und die Prophezeiung einer Zigeunerin ließ ihm keine Ruhe. Sie lautete, er werde so lange am Leben bleiben, als er baue. Infolgedessen wurde immer gebaut. So im Jahre 1883. Nathanael war schon über 50 Jahre alt. Da entschloß er sich, in der Nähe von Reichenau ein Schloß zu errichten, das der Besitzung seines Bruders Leopold in Fontainebleau ähnlich sein sollte. Unter der Leitung zweier französischer Architekten nahmen 600 Arbeiter das Werk in Angriff. Nichts durfte fehlen. Bauplatz um Bauplatz wurde hinzu erworben. Nur ein einziger Bauer der Nachbarschaft war für das Rothschildsche Geld nicht zu haben. Er machte den Einwand: „Aber, teuerster Baron, wo soll ich denn meinen Mist abladen?“ Nathanael sah solche Notwendigkeit allsogleich ein, und der Kauf unterblieb.

Das neue Schloß erhielt den Namen: „Villa Penelope“. Der Bau schritt nur langsam voran, weil Nathanael immer wieder Änderungen anzuordnen hatte. Er war niemals zufrieden. Eines Tages erschien die Schwester. Das war an einem Freitag. Ihre Ansicht ging dahin, daß die „Villa Penelope“ mit der Besitzung Leopolds in Fontainebleau auch nicht die mindeste Ähnlichkeit habe. Schon am Montag wurde infolgedessen auf Nathanaels Weisung die Bautätigkeit eingestellt.

Er wollte seine Schöpfung als Heim für Lungenkranke der Gemeinde Reichenau zum Geschenk machen, griff aber in ein Wespennest, weil man keine Tuberkulosen in der nächsten Umgebung haben wollte. Endlich nahm der Kriegsminister in Wien die Schenkung als Genesungsheim für Offiziere unter der Bedingung an, daß Nathanael eine Million Gulden zur Unterhaltung beisteuere und außerdem noch eine zweite Million zur Aufbesserung des Gehaltes der in der Anstalt Untergebrachten aufwende. Er tat dem Minister diesen Gefallen, mußte aber noch 100 000 Gulden Umsatzsteuer für seine Stiftung an den österreichischen Staat leisten.

Nathanael von Rothschild verstand nichts von einem guten Tropfen. Er „begoß“ seine Mahlzeiten nur, wie sich damals seine Umgebung ausdrückte. Und auch ein Feinschmecker war er nicht. Ein weichgekochtes Ei war ihm von allem das liebste. Trotzdem hielt er einen der berühmtesten französischen Köche, der ihn auf allen seinen Reisen zu begleiten und für den Salonwagen zu kochen hatte, wo er, auch wenn er mutterseelenallein war, die Mahlzeiten „en grande toilette“ einzunehmen pflegte.

Die Koffer waren immer gepackt. Dienerschaft und gute Freunde stets auf dem Sprung. Es konnte sich ereignen, daß man mitten in der Nacht aus dem Bett getrommelt wurde, um den Nabob auf der Fahrt zu begleiten.

Nathanaels Jacht lag stets unter Dampf im Hafen von Triest.

Auch als Rennstallbesitzer war dieser Sonderling ein Unikum. Erhielt er die Nachricht von dem Siege eines seiner Pferde, dann zerriß er voll Wut das Telegramm und rief: „Der Kerl hat mir sicher wieder das arme Tier halb zu Tode gepeitscht! Ich kann diese Pferdeschinderei nicht leiden!“

Ebenso benahm sich Nathanael als Jagdliebhaber. Wenn er auf den Anstand ging, nahm er ein paar englische Romane mit, um sich die Langeweile zu vertreiben. Aber wehe dem, der an seinen Qualitäten als Jäger gezweifelt hätte!

Sein Benehmen gegenüber dem Personal hing ganz von seiner Laune ab. Einmal hatte ein Gärtner ohne besondere Erlaubnis die Orchideenhäuser dem Erzherzog Karl Ludwig gezeigt. Er fiel bei dem Baron in Ungnade. Die Sache wurde in Wien ruchbar, wo man Rothschild die Maßregelung seines Angestellten sehr verübelte.

Mit Recht darf man sich fragen: Stak ein kleiner Despot in diesem Nathanael, der seinen Dienern das Brot vorschnitt und Leute nach Schottland schickte, weil er das Blut seiner Schneehühner aufzufrischen gedachte; Leute, die den Auftrag hatten, die in Schottland erworbenen Eier auf der Rückreise sitzend zwischen den Knien zu halten, damit beim Transport keines zerbrechen sollte?

Die Antwort auf die oben aufgeworfene Frage lautet aber: Nathanael von Rothschild ist ein Melancholiker und ein armer Nabob gewesen, der heute einem seiner Sekretäre Banknoten in die Taschen steckte, damit der sie bei den verhaßten Pferderennen verwetten konnte, und morgen einem Kassierer, der mit seinem Gelde durchgebrannt war, „Gute Reise“ wünschen ließ.

„Der arme Teufel“, so soll Nathanael damals ausgerufen haben, „hat mir mit seinem Betrug und seiner Flucht wirklich Schmerzen gemacht. Wie kann man nur so seine ganze Zukunft ruinieren!“ Ja, noch mehr! Nathanael ließ dem Flüchtigen noch Geld überweisen, damit er sich jenseits des Meeres eine neue Existenz gründen könne.

Auf seinen Reisen führte der Baron ganze Kassetten voll kostbarer Geschenke mit, die er wahllos verteilte: an Musiker und Dirigenten, die ihm seinen Lieblingswalzer vorgespielt, oder auch an einen Gaukler, dessen Hund ihm eine Pfeife vorgeraucht hatte.

Die Kneippkur war die Ursache seines Todes. Er schwur auf Kneipp. Wo er auch immer hinkam, brachte er das kalte Wasser in Anwendung. Dieser Manie ist er, dreiundsechzigjährig, zum Opfer gefallen, als er sich wieder einmal auf seiner Jacht wegen nervöser Schmerzen mit eiskaltem Wasser übergießen ließ.

Lustige Rundschau

* **Die Hauptsache.** Ein Fischer fiel bei Ausübung seines Berufes ins Meer. Es gelang indes zweien seiner Kollegen, die in der Nähe waren, ihn zu retten. Sie schleppten ihn in seine Behausung, die nicht weit entfernt war, und legten ihn der stämmigen Gattin in die Arme, die sie mit den Worten anredete: „So, so, ihr habt also meinen Mann gerettet?“ — „Jawohl“, sagte einer der Retter ganz bescheiden, „es ist ja nicht der Rede wert.“ Worauf die Gattin fragt: „Und sein Halstuch? Wo ist das hingekommen?“

*

* **Schwere Fälle.** Treffen sich zwei Ärzte. „Haben Sie auch schwere Fälle in Ihrer Praxis, Herr Kollege?“ — „Doch. Jetzt gehe ich gerade wieder zu einem. Der ist mir schon über ein Jahr das Honorar schuldig.“

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.